

Jürgen Hasse

WECHSEL

Phänomenologie des
Ein- und Auswohnens

WOHNUNGS

[transcript] Edition Kulturwissenschaft

Aus:

Jürgen Hasse

Wohnungswechsel

Phänomenologie des Ein- und Auswohnens

September 2020, 208 S., kart., Klebebindung

30,00 € (DE), 978-3-8376-5451-6

E-Book:

PDF: 29,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5451-0

Ein Wohnungswechsel scheint in erster Linie logistische Herausforderungen zu bergen. Tatsächlich ist er aber auch ein existenzieller »Platzwechsel«, der die Umziehenden atmosphärisch mitunter abgründig berührt. Praktisch werden Umzüge nur selten zur Sache selbst- wie weltbezogener Reflexion, obwohl gerade sie fruchtbare Wege einer Hermeneutik des eigenen Selbst öffnen können. Mit der Mobilisierung des gesamten Hausrates verliert das alltägliche Wohnzeug sein vertrautes Gesicht und die Dinge brechen als biographische Male der Erinnerung in irritierender Weise auf. Jürgen Hasse nimmt in seiner Phänomenologie Wohnungssumzüge zum Anlass der Rekonstruktion von Geschichten der gelebten Zeit.

Jürgen Hasse (Dr. habil.), geb. 1949, ist Professor am Institut für Humangeographie der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Seine Forschungsschwerpunkte sind die räumliche Vergesellschaftung des Menschen, phänomenologische Stadtforschung und Mensch-Natur-Verhältnisse.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5451-6

Inhalt

Einleitung	7
Zur Methode der Phänomenologie	14
Zum Aufbau des Buches	21
1. Umziehen	25
1.1. Etymologische Randnotiz	32
1.2. Mythen zum Wohnungswechsel	38
1.3. Bewegungen in Raum und Zeit	40
1.4. Verdichten	48
2. Wohnen	53
2.1. Die Wohnung	54
2.2. Die Atmosphäre einer Wohnung	60
2.3. Wohnen – eine anthropologische Orientierung	70
2.4. Häutungen – Verwandlungen – Übergänge	81
3. Dinge	93
3.1. Die Schatten der Dinge	100
3.2. Erweckende Begegnungen	111
3.3. Staub – und die Ästhetik des Plötzlichen	115
3.4. Die sich im Raum ausbreitende Leere	121
3.5. Sich von Dingen trennen	126
4. Einwohnen und Auswohnen	131
4.1. Auswohnen	134

4.2. Einwohnen	142
5. Zeitrhythmen	147
5.1. Zwischenzeitliches Erleben	149
5.2. Zeit und Gefühl	155
5.3. Schwellen	161
5.4. Zuspitzungen	167
5.5. Erwartendes Warten	171
6. Stolpernde Neuanfänge	177
6.1. Fortschreitendes Einwohnen	180
6.2. Der erste Sonntag	186
6.3. Finales Auswohnen	190
Literaturverzeichnis	195
Abkürzungen	205

Einleitung

Die meisten Menschen sind schon einmal, viele mehrmals oder sogar häufig umgezogen. Innerhalb der Heimatstadt, vom Land in die Stadt, von einer Stadt in die andere, von der Stadt aufs Dorf oder in ein fernes Land. Wer selbst nie umgezogen und im Hause der Kindheit älter oder gar alt geworden ist, kennt Umzüge von anderen und hat somit zumindest aus der Beobachterperspektive Seitenblicke auf ein Wandereignis werfen können, in dem eine Situation des Wohnens auf radikale Weise in Bewegung geraten ist. Umzüge bedeuten auch eine Zäsur im Leben. Sie sind schließlich nicht nur *Ausdruck* einer Schwelensituation, sondern selbst eine. Darin verändern sich Beziehungen und Gefühle zum *noch-hier* existierenden und *bald-dort* sich öffnenden Wohnmilieu. Ein Wohnungswechsel scheint auf den ersten Blick kaum mehr zu sein als eine orts- wie raumbezogene Umplatzierung. Genauer betrachtet ist er die Folge von Ereignissen und Entscheidungen, die sich in allokativen Bewegungen im Raum bestenfalls verschlüsselt zu erkennen geben. Wodurch auch immer ein Wohnungswechsel veranlasst wird, er stellt die Umziehenden vor Herausforderungen, die weit über die Bewältigung nur logistischer Aktionen des Packens und Transportierens sowie mühsamer Schleppereien hinausgehen. Ein Umzug hat Rückwirkungen auf das Leben – das individuelle, wie das mit anderen Menschen gemeinsame.

Zwar können auch Firmen, Anwaltskanzleien, Bestatter oder Maschinenparks umziehen. In der Umsetzung von Gütern, Fahrzeugen oder Arbeitsplätzen von einer Stelle im Raum an eine andere, drückt sich jedoch nicht in erster Linie – wenn überhaupt – eine Beziehung

zu Orten und »Gegenden«¹ des *Wohnens* aus. Dinge, die von hier nach dort verfrachtet werden, sind nicht schon deshalb, weil sie Menschen dienen, zugleich auch Medien individuellen oder gemeinschaftlichen *Wohnens*. Nur unter bestimmten Bedingungen kommt in ihrer Bewegung ein existenzieller Bezug zum eigenen Leben zur Geltung.

Zwar haben auch Umzüge von Unternehmen und Behörden indirekt mit dem Leben anderer zu tun (u.a. das von Grundstücksnachbarn). Bei diesen »Umzügen« handelt es sich aber um keine Wohnungswechsel, sondern um die Verlegung sogenannter »Standorte«. Diese verlangen die Verfrachtung von Dingen, die Menschen in bestimmten Situationen brauchen. Ein Gemüseladen, der in Folge unbezahlbar gewordener Ladenmieten vom Zentrum der Stadt an deren Rand zieht, muss eine Vielzahl von Dingen und Waren im mathematischen Raum von A nach B bringen. Wer den Salat sodann an einem anderen Ort kaufen muss, wird sein Mobilitätsverhalten einer Standortveränderung anpassen müssen. Aber das ist eine Marginalie, die lediglich das tagtägliche Mobilitätsverhalten verändert. Das eigene Leben wird auf einem *existenziellen* Niveau davon nicht berührt. Die Neuausrichtung individueller im Tages- oder Wochenrhythmus sich wiederholender Muster der Mobilität hat zwar Auswirkungen auf die alltagspraktische Seite des Wohnens, betrifft aber nicht das Leben eines Menschen in seinem Sinnzentrum. Es gibt Dinge, Ereignisse und Sachverhalte, die das hier

1 Hier und im Folgenden spreche ich »Gegend« im Sinne von Martin Heidegger an: »Mit diesem Ausdruck meinen wir zunächst das Wohn der möglichen Hingehörigkeit des umweltlich zuhandenen, platzierbaren Zeugs. In allem Vorfinden, Handhaben, Um- und Wegräumen von Zeug ist schon Gegend entdeckt.« (Heidegger: *Sein und Zeit*, S. 368). Eine Gegend ist kein räumliches Irgendwo, sondern ein durch Bedeutungen und deren Bezüge zu möglichem Tun wie Dasein schon eingerichteter Raum. Insbesondere die vertraut gewordenen Räume des Wohnens sind auf ihren verschiedenen Maßstabsebenen solche *Gegenden*. Es gibt sie im Raum der Wohnung, des Quartiers, der Stadt und der sie zu allen Seiten umschließenden Landschaften. Wer umzieht, muss die Beziehung zur »alten« Wohngegend mehr oder weniger abbauen, in einem produktiven Sinne bewältigend beenden. Die zu einer neuen Gegend kann erst durch Einverleibung von Bewegungsroutinen allmählich wieder aufgebaut werden.

und dort gelebte Wohnen in einem subjektiv nur unbedeutenden Maße tangieren und eine oberflächliche Ebene nicht durchdringen. Es gibt aber auch etwas, das die Beziehung zu Wohnorten und Wohngegenden mit emotional ergreifender Macht trifft und verändert. Wenn Gefühle ortsbezogener Zu- wie Hingehörigkeit erschüttert werden, geraten gewohnte Beziehungen zu atmosphärisch aufgeladenen Umgebungen auf den Grat.² Im menschlichen Wohnen stehen die verschiedensten orts- wie raumbezogenen Seinsweisen nicht *gleichwertig* nebeneinander.

Das Umziehen der Menschen unterscheidet sich kategorial von dem der Tiere. Streng genommen ziehen Tiere gar nicht um. Wenn der Bau eines Fuchses aufgegeben werden muss, weil der Sturm einen alten Baum samt seinem Wurzelwerk aus dem Boden gerissen hat, sucht sich das Tier einen neuen unterirdischen Rückzugsraum. In ähnlicher Weise zieht der Igel in ein anderes Winterquartier, wenn der schon »angeschlafene« Laubhaufen einer herbstlichen Gartensäuberung weichen musste. Im engeren Sinne sind dies aber weder Umzüge noch Wohnungswechsel. Tiere nehmen bei ihrem Wandern außer ihren Jungen nichts mit, um es an anderer Stelle wieder neu zu platzieren; Tiere benötigen in ihrem Leben keine Dinge, die sie bei ihrem Wandern mitnehmen müssten. Auch gestalten sie den Ort ihres vorübergehenden Aufenthalts nicht ästhetisch aus. Tiere kennen keine Wohnkultur.

Menschen richten sich an Orten wohnend ein. Und dabei überschreiten sie die vier Wände der Zimmer ihrer Wohnung in eine Gegend, in die sie ihr tägliches Leben ausdehnen. Die hier zu entfaltende kleine Phänomenologie des Wohnungswechsels wird aber nicht alle möglichen Arten der Mobilisierung von (natürlichen und juristischen) Personen, samt dem, was ihnen gehört, in den Blick nehmen. In den Fokus rücken vielmehr jene Formen des Umziehens, die dem Zweck dienen, einen Wohn- und Lebensort zu wechseln. Perspektivisch sollen damit solche Umzüge erfasst werden, auf die Menschen sich einlassen, weil sie ihre Wohn- und Lebenssituation verbessern *wollen*. Die Gründe können höchst unterschiedlich sein: ein Wunsch nach Vergrößerung der »Wohnfläche« (eigentlich des Wohn- und Entfaltungsraumes), eine

2 Vgl. i.d.S. Bollnow: Mensch und Raum, S. 277.

wie auch immer begründete Nutzenmaximierung (z.B. kürzere Wege zum Arbeitsplatz), freizeitbezogene Zugewinne (z.B. die Nähe zum Wald), die biographische Anpassung der Wohnräume wie des Wohnortes an eine aktuelle Lebenssituation (z.B. verringerter Raumbedarf nach dem Auszug der erwachsen gewordenen Kinder), das scheinbar ganz oberflächliche Bedürfnis nach einem »Tapetenwechsel« oder die wie auch immer motivierte Veränderung des persönlichen Lebensstils (z.B. Wunsch nach leichterem Teilhabe am städtischen Leben).

Gegenstand dieser Phänomenologie des Wohnungswechsels sind *angestrebte* aber nicht erzwungene Formen einer gleichsam existenziellen Mobilität. Sie basieren auf Entscheidungen, das lokale Zentrum des Lebens (oder eines von vielleicht mehreren) an einen anderen Ort zu verlegen. Das tut zwar auch, wer seine Wohnung verlassen *muss*, zum Beispiel weil sie ihm gekündigt wurde. Wer schließlich eine Notunterkunft akzeptieren muss, um der Obdachlosigkeit auf der Platte zu entkommen, zieht schon deshalb nicht um, weil dem Auszug ja gar kein Einzug mehr folgt. Auch bei einer Unterbringung in einem Heim dürfte sich die Situation ähnlich darstellen. Zumindest dann, wenn dies den Charakter einer totalen Institution hat und die freie Entfaltung der Persönlichkeit starken Beschränkungen unterliegt. So wenig »Heimen«³ jedoch schon im Allgemeinen das Programm des Wohnens abgesprochen werden kann, so offen muss auch die Frage bleiben, ob man in ein Heim *umziehen* kann. Die in eine Einrichtung für Schwererziehbare eingewiesenen Kinder oder Jugendlichen werden ihren »Einzug« da-

3 »Heim« ist ein Sammelbegriff, der alle institutionalisierten Einrichtungen umfasst, die für die temporäre oder finale Unterbringung von Personen bestimmter Merkmalsgruppen geschaffen worden sind. Ein Kinderheim (z.B. ein Waisenhaus oder Heim für Verhaltensgestörte) unterscheidet sich kategorial von einem Altenheim oder einem Studentenwohnheim und diese sich abermals von einem Schwesternwohnheim. Jeweilige Hausordnungen regeln den Rahmen des Erlaubten und Erwünschten. Aber nicht alle Heime sind »totale Institutionen« (vgl. Goffman: *Asyle*), die ihren Insassen keine oder nur wenig Spielräume individueller Lebensgestaltung lassen. Es gibt auch Heime, die sich ihren Adressaten geradezu utopisch verklärend als paradiesische Inseln präsentieren, wie luxuriöse »Residenzen« für monetär begünstigte alte Menschen.

gegen kaum als einen *Umzug* ansehen, im Unterschied zu ökonomisch wohlbetuchten Senioren, die sich einen komfortablen Platz in einer Residenz mit Rundumservice ergattern konnten. Es gibt zahlreiche und in ihrer Veranlassung höchst unterschiedliche Situationen des Lebens, deren Tragik darin besteht, dass Menschen nicht mehr frei entscheiden können, wo und wie sie leben und wohnen wollen. Alle Situationen, in denen das Verlassen einer Wohnung und der Einzug in eine prekäre Unterkunft direkt oder indirekt erzwungen wird, erfordern in methodischer Hinsicht spezielle Phänomenologien und Mikrologien⁴ des Scheiterns. Erst sie könnten verständlich machen, in welche existenziellen Abgründe Menschen nicht nur »schicksalhaft« geraten, sondern auch durch das Handeln Dritter getrieben werden können. In der Art und Weise, wie Personen an einem Ort mehr anwesend sind, anstatt sich ihn einwohnend zu eigen zu machen, zeichnet sich dann ab, wie sie mit einem tiefen Einschnitt in ihr Leben fertig werden – oder endgültig daran zerbrechen.

Wer in eine Psychiatrische Anstalt, Obdachlosenunterkunft oder andere tendenziell geschlossene Einrichtung eingewiesen und damit zugleich aus dem gesellschaftlichen Leben ausgeschieden wird, folgt weder einem Wunsch, noch einem hoffnungsvollen Gefühl des Aufbruchs zu neuen Lebenszielen. Es dürfte jedoch dem Gegenstand einer eigenen Phänomenologie des Umziehens in *dystopische* Sonderwelten vorbehalten sein, Aufschluss über das Erleben finsterner atmosphärischer Wolken zu geben und damit der Frage nachzugehen, in welchem Rahmen ein zum Stocken gebrachtes Leben überhaupt noch wohnend fortgeführt werden kann. Eine Phänomenologie *scheiternden Lebens*

4 Gegenstand der Mikrologien in diesem Sinne sind »Autopsien« mitweltlichen Erlebens. Eine »Mikrologie« bzw. mikrologische Beschreibung setzt eine hohe Sensibilität der Aufmerksamkeit ebenso voraus wie eine geschärfte Wahrnehmung. Auf der Grundlage einer zum Beispiel sprachlichen Explikation wird eine eindrückliche Situation im Fokus der Phänomenologie systematisch auf affizierende Bedeutungsgehalte hin durchgearbeitet. Dabei werden die verschiedensten Facetten einer gefühlsmäßigen Verwicklung in Situationen erkennbar und vor dem Hintergrund phänomenologischer Analysekatogorien interpretiert (vgl. auch Hasse: Das Denkwürdige im Infra-Gewöhnlichen).

hätte sich den Stimmungen zuzuwenden, die sich im atmosphärischen Gewölk eines zerbrochenen Zuhauses bilden und auch die Räume der Wohnung in ein eher düsteres Milieu der Vergeblichkeit frischer Lebensimpulse hineinziehen. Jedes »Restwohnen« wird von verbrannten Illusionen am Boden gehalten, weil sich keine Lebensperspektiven auftun, die die Kraft für hoffnungsvolle Blicke ins Zukünftige spenden können.

Das alltagssprachliche Verständnis von »umziehen« impliziert eine gewisse Ähnlichkeit der Wohnbedingungen. Der umzugsbedingt neue Ort des Wohnens steht in seiner Qualität zumindest in keinem negativen Kontrast zum aufgegebenen Wohnmilieu. Deshalb zieht der seine Haftstrafe antretende Straftäter auch nicht um. Er *verlässt* seine alte Wohnung gezwungenermaßen und muss sich mit dem unfreiwilligen Aufenthalt in einer Gefängniszelle arrangieren. Bei langen Haftstrafen wird die Wohnung meistens meistens sogar aufgegeben, weil sie schon aus finanziellen Gründen über die Dauer der Haft nicht bezahlt werden kann. Auch wer fliehen muss, zieht nicht im üblichen Sinne um. Ebenso wenig ein Migrant, auch nicht, wenn er sich auf einen mitunter beschwerlichen Weg in ein anderes Land macht. Wer umzieht, nimmt seine Habe mehr oder weniger vollständig mit. Deshalb wird ein Umzug in seiner alltagssprachlichen Bedeutung auch in erster Linie als die Mobilisierung der *Gegenstände* des Wohnens aufgefasst. Viele Menschen müssen ihre Habseligkeiten aber auch verringern, weil sie in ein kleineres Haus oder in eine kleinere Wohnung wechseln. So macht auch der dann bestehende Zwang zur materiellen Reduktion darauf aufmerksam, dass kein Umzug lediglich ein organisatorisches und logistisches Projekt ist. Die eigentliche Herausforderung besteht vielmehr darin, die Reorganisation des eigenen Lebens unter veränderten Bedingungen auf zufriedenstellende Weise zustande zu bringen.

Ein Wohnungswechsel ist eine biographische Schwellensituation, deren Bewältigung die Überschreitung einer Raumweiche verlangt – nicht nur vom Charakter einer Ortsveränderung. In Umzügen drücken sich Lebensbewegungen aus. Ihre existenzielle Dimension verdient weit größere Beachtung als ihre nur allokativen Seite, das heißt die Verfrachtung von Personen, Dingen, Gütern, Haustieren und vielem anderen.

Die Reichweite der individuellen Bedeutung eines Umzuges hängt weniger davon ab, ob er klein oder groß ist, von einem Dorf zum anderen geht oder über den Atlantik. In besonderer Weise kommt es auf die *persönliche* Beziehung zum vertrauten Ort des Wohnens an, aber auch auf das Verhältnis zum »Wandern«. Freiwillige Umzüge können durch alle möglichen Gründe veranlasst sein – die nicht mehr ausreichende Größe einer Wohnung, den Wunsch nach einer anderen Lebensumgebung, die Verschlechterung von Umgebungsbedingungen durch Lärm oder üble Gerüche, den Wechsel des Arbeitsortes oder auch nur das Bedürfnis nach einer örtlichen wie räumlichen Korrektur der Lebensbahnen. Viele scheinbar freiwillig motivierten Wohnungswechsel erweisen sich bei genauerer Betrachtung der ihnen zugrundeliegenden Motive aber nicht als durch und durch freiwillig im engeren Sinne, sondern eher als *zwingend* oder zumindest aus guten Gründen geboten. Eines eint alle mehr oder weniger freiwilligen Motivationen: ein der Zukunft zugewandter Blick, der sich vor dem Hintergrund einer örtlichen und räumlichen Veränderung des Wohnens herausfordert.

Keiner Phänomenologie des Umziehens kann es im strengeren Sinne allein um die logistische Seite eines Wohnungswechsels gehen. Eine Situation der Mobilisierung, die so umfassend ist, dass kein Stein auf dem anderen bleibt, fordert gradewegs dazu heraus, das eigene Leben zu bedenken: wie es bisher verlaufen ist und wie es sich auch weiterhin seine Pfade in eine offene Zukunft bahnen sollte oder könnte. Diese im Prinzip so naheliegende spezielle »Hermeneutik des Selbst«⁵ bleibt in der wohl größten Zahl aller von *eigenen* Umzügen Betroffenen jedoch wortwörtlich auf der Strecke. Der programmatische Rahmen eines Umzuges strebt die möglichst umstandslose und effiziente Lösung praktischer, oft handwerklicher Probleme an. Wo alles in Bewegung gerät, ist genug zu tun, pragmatischen Anforderungen gerecht zu werden. Kein Umzug fördert deshalb die kontemplative Besinnung mit dem Ziel der Rekapitulation persönlicher Wohn- und Lebenswege. Dennoch lässt sich kein Wohnungswechsel *in Gänze* aufs Utilitäre beschränken. Zahllose kleine Aufgaben und banale Entscheidungen des

5 In Anlehnung an Michel Foucault: Hermeneutik des Subjekts.

Hier- oder Dorthin-Packens, des *Doch*-noch-Wegwerfens bis hin zum Beginn der Kreation neuer Ordnungsmuster tangieren das Leben im Ganzen. In der raumzeitlichen Situation sprichwörtlicher Umwälzungen können selbst kleinste Dinge auf unvorhersehbare Weise zu Medien der Selbstgewährwerdung werden.

Zur Methode der Phänomenologie

Alle Facetten »wandernden Wohnens«⁶, die im Folgenden im Rahmen phänomenologischer Reflexionen denkwürdig gemacht werden, repräsentieren nichts Allgemeines in einem sozialempririschen Sinne. Sie annotieren *mögliche* Fälle von Beziehungen zum eigenen Selbst, die beim Umzug von einer Wohnung in eine andere bewusst werden. Phänomenologie strebt dabei nicht in erster Linie die *theoretische* (wie auch immer angelegte) Durchdringung des Umziehens im engeren Sinne an, sondern die Ausleuchtung emotional ergreifender Momente. Der Einzelfall erweist sich dort als denkwürdig, wo er »Lebensbilder« in Gestalt von Geschichten des Umziehens in einer gewissen Plausibilität erkennen lässt. Sie bieten sich – mehr beispielhaft als »dokumentarisch« – für das Üben des Redigierens eigener Lebenswege an.

Die phänomenologische Annäherung strebt keine Analyse sozialräumlicher Interaktionen oder sozialer *Konstruktionen* an. Sie will und kann weder hermetische Durchleuchtungen systemischer Konstellationen liefern, noch kann sie lückenlos sein. Gleichwohl soll sie an Beispielen erhellen, was Menschen in der Mobilisierung ihres Wohnens gefühlsmäßig nahe geht. Von einer durch Aktivitäten aller Art sowie Hektik und Eile geradezu getriebenen Rahmensituation des Umziehens ist kaum zu erwarten, dass sich die Wandernden zu allererst der Aufgabe zuwenden, sich ihrer selbst bewusst zu werden. Schon wegen seiner praktischen Ansprüche stellt sich kein Umzug als eine Lebensphase der Kontemplation dar, noch der Besinnung auf das, was im eigenen Leben von dauerhaftem oder nur peripherem Wert war und ist. Dem

6 Vgl. in diesem Sinne auch Guzzoni: Wohnen und Wandern.

Ziel der Stiftung von Denkwürdigkeit streben dagegen die folgenden Überlegungen zu, indem sie das lebensweltliche Immer-so-Weiter in der gedehnten Aufmerksamkeit zur Sache des Bedenkens machen. Sie sind zugleich Aufforderung, das eigene Leben an Orten und in Räumen wenigstens ex post zum Anlass der Übung kritischer Selbstreflexion zu nehmen.

In einer Phänomenologie des Wohnungswechsels kann es allein um Formen individueller, das heißt biographisch eingebetteter Mobilität gehen, um Umzüge also, die atmosphärisch wie stimmungsmäßig im subjektiven Erleben spürbar werden und sich in Veränderungen des Mit-Seins im Raum zu Bewusstsein bringen. Das Bedenken der Bedeutungen des Umziehens knüpft am gefühlsmäßigen Erleben von Situationen der Mobilisierung an. Damit ist eine Grenze gegenüber jenen Umzügen markiert, die sich zwar ihrerseits rein allokativ wie technisch in einem Ortswechsel ausdrücken, das befindliche Wohnen und damit die *persönliche* Lebensführung in ihrer emotionalen Grundierung aber nicht berühren.

Alle phänomenologischen Autopsien des noch so banal Erscheinenden dienen dem Zweck, das sich im scheinbar Gewöhnlichen Verbergende bewusst und in seiner Bedeutung für das Mit-Sein in alltäglichen Situationen verständlich zu machen. Dem philosophischen Konzept der *Situation* wird dabei eine besondere Beachtung zukommen. Ein Wohnungswechsel lässt sich als eine Rahmensituation begreifen, die sich mit ihrem sukzessiven Vorschreiten immer wieder von Neuem in aktuelle Situationen gabelt (z.B. die des umzugsvorbereitenden Sortierens, Einpackens von allem Möglichen, der logistischen Verfrachtung des gesamten Umzugsgutes und schließlich die des Wieder-Einräumens in eine frisch bezogene Wohnung).

Nur scheinbar befasst sich die Phänomenologie mit Sachverhalten, die schon im naiven lebensweltlichen Blick evident sind und keines weitergehenden Verstehens bedürfen. Tatsächlich nimmt sie, was sich im

Milieu des »Infragewöhnlichen«⁷ von selbst zeigt, zum Anlass hermeneutischer Tiefenanalysen. Indem es sich dabei um offen wie verdeckt berührende Eindrücke handelt (von Eile und Hektik getriebenes Tun, Verwunderung, Schreck, Irritation, Vorfremde, Wehmut u.v.a.m.) zielen diese Autopsien des Gewöhnlichen in die Gegenrichtung dessen, was die spätmoderne High-Tech-Sozialisation die Menschen an (oft nur vermeintlich) Wichtigem suggeriert. Zu Recht sieht Gernot Böhme in der Phänomenologie auch deshalb eine Form der Kritik.⁸

Phänomenologie, namentlich die *Neue Phänomenologie* von Hermann Schmitz⁹, stützt sich methodisch auf sinnliche Eindrücke, die den Charakter von Grundelementen der Wahrnehmung haben. In der Hauptsache ihres Bemühens versteigt sich Phänomenologie *nicht* in abstrakte Theorien. Sie sucht vielmehr, ausgehend vom leiblichen Befinden, sinnlichen Wahrnehmen und atmosphärischen Spüren das Begegnende und Widerfahrende über das lebensweltliche Erfahrungswissen hinaus dem detaillierten Verstehen zugänglich zu machen. Dabei bleibt sie nicht auf dem Niveau des Selbstverständlichen. Die *Neue Phänomenologie* basiert auf einem differenzierten philosophischen System, mit dessen erkenntnistheoretischem Instrumentarium leibphänomenologischer Begriffe und Konzepte sie das Unerwartete und scheinbar schon Verstandenen bewusst und in seiner Bedeutung für das eigene Leben transparent macht. Sie verfolgt das Ziel, Zusammenhängendes in seiner situativen Einbettung besser zu verstehen.¹⁰ Die »Bürgschaft für Subjektivität [verschiebt sich damit, JH] vom Denken auf das affektive Betroffensein.«¹¹ Reflexion setzt (in aller Regel) die *sprachliche* Explikation voraus; sie kann aber auch in einer anderen

7 Den Begriff des »Infragewöhnlichen« (i.S. üblicher Hintergrundgeräusche) verwendet George Perec in seinem Werk; vgl. auch Scheffel: Und dann und wann ein grüner 2C, S. 57.

8 Vgl. Böhme: Phänomenologie als Kritik, S. 29.

9 Die Neue Phänomenologie liegt als System der Philosophie in 10 Bänden vor (vgl. Schmitz: System der Philosophie; zusammenfassend vgl. auch Schmitz: Kurze Einführung).

10 Vgl. Schmitz: Neue Phänomenologie, S. 18.

11 Ebd., S. 22.

Form erfolgen, soweit sie nur auf das Ziel zugeht, das Erlebte für das systematische Bedenken aufzubereiten.¹² Jede wie auch immer vollzogene Explikation ist eine tentative Annäherung an die Sachverhalte unwillkürlicher Lebenserfahrung.¹³ Theoretische Konstrukte werden erst in zweiter Linie zu Hilfe genommen, um Eindrücke in ihren Gefühlsimplikationen und Bedeutungen für das Leben zu durchleuchten. »Das Sprechenlernen mit Bezug auf die unwillkürlichen Erfahrungen, wozu die Phänomenologie die Menschen befähigen soll, hat die noch wichtigere Aufgabe, verdeckte und ungeschützte Möglichkeiten des Lebens ans Licht zu bringen [...]«. ¹⁴ Nun setzt aber schon die Explikation von Eindrücken und situationspezifischem Erleben eine gewisse Fertigkeit im Gebrauch einer geschärften Sprache voraus. Erbarmungslos szientistische Rederoutinen verfehlen das Ziel, eine auch nur halbwegs brauchbare Situationsbeschreibung zu generieren, mit der phänomenologisch konstruktiv voranzukommen wäre. Hermann Schmitz weist gewissermaßen vom anderen Ende sprachkultureller Beschreibungsroutinen innerhalb der Wissenschaften darauf hin:

»Daher gehört im Ganzen der explikativen Funktion menschlicher Rede mit der prosaischen Explikation kompensatorisch die poetische zusammen, die die Ganzheit und binnendiffuse Bedeutsamkeit von Situationen schont, indem sie diese durch einen zart und sparsam gewebten Schleier einzeln gesagter Sachverhalte, Programme und Probleme unversehrt durchscheinen lässt.«¹⁵

So versteht sich dieses Buch neben seinem phänomenologischen Programm der Durchdringung ineinander verschachtelter Umzugssituationen methodisch zugleich als Aufforderung, die sprachlichen Vermögen zur Beschreibung von allem, was emotional nahegeht und mit persönlichen Bedeutungen gefüllt ist, zu schärfen und zu verfeinern. Zu seinem Programm der Neuen Phänomenologie sagt Schmitz:

12 Zur Möglichkeit der Explikation von Eindrücken im Medium des fotografischen Bildes vgl. auch Hasse: *Mikrologien*, Band 3.

13 Vgl. Schmitz: *Neue Phänomenologie*, S. 23.

14 Ebd., S. 25f.

15 Schmitz: *Die sprachliche Verarbeitung der Welt*, S. 51.

»Daher habe ich mir die Aufgabe gestellt, das Philosophieren nicht erst bei den Konstruktionen und Projektionen unserer kulturspezifischen Vergegenständlichungen beginnen zu lassen, sondern mit dem Licht genauer Beobachtung und Begriffsbildung zum ursprünglichen, unwillkürlichen Betroffensein abzustei-gen, dieses auszuleuchten und von ihm aus die Wege der Vergegenständlichung [...] Schritt für Schritt zu verfolgen.«¹⁶

Für das Projekt einer Phänomenologie des Wohnungswechsels heißt dies in der Konsequenz, das Bedenken des Widerfahrenden voranzutreiben, und zwar entlang subjektiv bewusst werdender Situationen, die sich in der Dauer eines Umzuges zum Teil voraussehbar, zum Teil aber auch immer wieder überraschend aneinanderreihen. Die Absage an die Heranziehung prominenter Theorien zur Verständlichmachung von Eindrücken läuft jedoch auf kein dahingehendes Theorieverbot hinaus, dass nur ein Auf-der-Stelle-Treten im Modus des Spürens geboten wäre. Wer sich in affektiv nahegehenden Situationen findet, die stutzen machen, in Stauen versetzen oder in die Ratlosigkeit stürzen, erfährt sich nie als ausschließlich *fühlender* Mensch. Eindrücke werden stets von biographischen Erinnerungen begleitet, die in die vitale Wahrnehmung der Gegenwart einströmen. Sie sind nie *nur* mit Gefühlen verbunden. Vielmehr hängen an ihnen auch *theoretisch* »imprägnierte« Wissensfragmente. Theorien in einem weiteren auch lebensweltlichen Sinne (sog. Alltagstheorien) haben den Menschen zu allen Zeiten und in allen Kulturen dabei geholfen, die Welt zu verstehen. Um so mehr verdienen sie auch im phänomenologischen Rahmen die kritisch prüfende Aufmerksamkeit, gedankliche Durchdringung und Befragung auf ihre Ursprünge und Herkünfte, spielen sie im Prozess der intuitiven bzw. pathischen Aneignung der Welt doch eine lenkende Rolle.

Das heißt nicht, dass sich alles, was man *denken* kann, auch leiblich spürend zur Geltung bringen muss und alles, was man *spüren* kann, sich auch erlebnisadäquat bedenken lässt. Aber es heißt, dass nicht jedes theoretische Denken a priori einem kalten, gleichsam maschinistisch-

16 Schmitz: Der unerschöpfliche Gegenstand, S. 1.

binär operierenden Rationalismus unterliegt; es geht – wenn auch unbemerkt – mit bedeutungsmäßig korrespondierenden Gefühlen einher.

Die vorliegende Phänomenologie des Wohnungswechsels nimmt ihren Ausgang (von einer etymologischen Rekonstruktion des Wortes »Umzug« abgesehen) in eindrücklich werdenden Situationen eines sich über die mittlere Zeit von rund einem Monat hinziehenden Umzugs. Diesem Vorhaben liegt eine Empirie zugrunde, die ihre Stoffe allein in einem *persönlichen* Wohnungswechsel und dessen subjektivem Erleben gefunden hat. Das noch so Evidente wird dabei in seiner Eindrücklichkeit im Detail betrachtet und als etwas bedenklich Gemachtes fragend erschlossen. Darin nimmt die Phänomenologie eine wissenschaftskritische Rolle ein. Dazu gehört es auch, szientistische Deutungsmuster in ihrem routinierten wie ritualisierten Gebrauch aus ihrer epistemologischen Entstehungsgeschichte und Funktion in gesellschaftlichen Systemen (Wissenschaft, Politik, Administration) transparent zu machen. Begriffe, Wissen und Denkweisen bleiben nie in den Grenzen solcher Systeme, das heißt nicht bei sich. Sie wandern »ins Leben« aus und werden dort wie erratische Blöcke vermeintlich besseren Wissens als Quellen der Wahrheit anerkannt. Deshalb tritt Phänomenologie auch gegen einen lebensweltlich »aufgeklärten Analphabetismus« an, in dessen Denkhabitus »unsere Wissenschaft und unsere Hilflosigkeit [...] ungeniert Hand in Hand gehen«¹⁷. Das Infragewöhnliche ist das prädestinierte Übungsfeld zur Überwindung zeitgemäßer Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit. Aber es wartet diesseits ausgearbeiteter Topographien des Wissens erst noch auf seine epistemische Erschließung und Entdeckung. Die Übung des Denkens im Stoff des Gewöhnlichsten kontrastiert nicht zuletzt die zeitgemäß hochgelobten »Kulturtechniken« flinken Agierens im Milieu posthumaner Maschinismen künstlicher Intelligenz.

Das Erlernen des Selbst-Denken-Könnens aus den Ressourcen situativer Selbstgewahrwerdung bedeutet eine Praxis der Selbstsorge¹⁸,

17 Garcés: Neue radikale Aufklärung, S. 72.

18 Im Spätwerk von Michel Foucault spielt die Sorge um das eigene Selbst eine zentrale Rolle. Die Kritik wendet sich gewissermaßen vom Außen der gesell-

die sich in einem Gesicht der Nachsorge zeigt, aber allzu leicht von eiliger Vorsorge auch verdrängt wird. Was einer aus sich macht, liegt nie *allein* in dessen eigener Hand. Aber was an und mit einem geschieht, ruft sich in zahllosen Momenten im Sinne Heideggers ins Bedenken. Dabei wartet keine intellektualistisch verkürzte Aufgabe, vielmehr eine im Allgemeinen erst schleppend in Gang kommende Kontemplation, die dem Vergessen des leiblichen Selbst unter dem Druck pragmatisch-lösungsorientierten wie theoretischen Denkens entgegentritt. »Philosophie ist: Sichbesinnen des Menschen auf sein Sichfinden in seiner Umgebung.«¹⁹ Das ist nie eine verkopfte Aufgabe vom Typ dessen, was in den Wissenschaften den Horizont füllt. Phänomenologie ist vielmehr seit Edmund Husserl als »schauende Erkenntnis [...] die Vernunft, die sich vorsetzt, den Verstand eben zur Vernunft zu bringen.«²⁰

schaftlichen Verhältnisse, die die Subjekte disziplinieren, unterjochen, beherrschen und zivilisieren, nach innen, in einen Imperativ der eigenverantwortlichen Kultivierung geschärfter Sensibilität gegenüber dem eigenen Selbst. Foucault geht dabei auf den Griechen Alkibiades zurück. »Sich um sich selbst zu sorgen beinhaltet, daß man seinen Blick umkehrt, daß man ihn von außen – ich möchte fast sagen – nach »innen« wendet.« (Foucault: Hermeneutik des Subjekts, S. 26f). Darin scheint kein a-politischer Solipsismus vor, sondern ein Projekt der Selbstbildung, in dem es darum geht, »die Unabhängigkeit des Individuums von der äußeren Welt sowohl herzustellen als auch zu erproben.« (ebd., S. 612). In einer ganz anderen Weise lässt sich auch Peter Sloterdijks Projekt der Übung von Anthropotechniken als eine praktische Form und Schule der Selbstsorge verstehen (vgl. Sloterdijk, Du mußt dein Leben ändern). Darin tritt er gegen die dem spätmodernen Zeitgenossen eigene Trägheit und Bequemlichkeit an, gegen das Sich-Abfinden mit dem Gewohnten, das sich als Folge erfolgreicher »Lernvermeidungsoperationen« (ebd., S. 645) als sattes Gefühl kommoden Daseins einstellt. Dem setzt er die Arbeit lebenslang andauernder Übung als geradezu tragendes Lebensprinzip entgegen. Das Üben gilt dem ständigen Besser-Werden, nicht in der Sache berufsspezifischer Skills, sondern in der Fähigkeit, Herr im eigenen Haus zu sein.

19 Schmitz: Der unerschöpfliche Gegenstand, S. 5.

20 Husserl: Die Idee der Phänomenologie, S. 62.

Zum Aufbau des Buches

Der Aufbau der folgenden sechs Kapitel folgt keiner Chronologie des Wohnungswechsels. Inhaltlich strukturierend sind Bedeutungen, die sich in der Dauer und gelebten Zeit eines Umzuges sowie im Fokus subjektiver Teilhabe an seinem Geschehen durch die Bewegung aller Dinge des Wohnens konkretisieren und damit fassbar werden. Das erste Kapitel widmet sich dem Umziehen in etymologischer, mythischer und praktischer Hinsicht. Jedoch wird es in allen Kapiteln in je eigenen thematischen Schleifen immer wieder um eine einkreisende Annäherung an Mikrosituationen gehen, die das Umziehen selbst betreffen oder in dessen Erleben die Frage des Selbst-Seins in Raum und Zeit berühren. Da nur wohnende Personen umziehen können, bedarf das Wohnen eines klärenden Bedenkens, das den eher *engen* und konventionellen Rahmen wird sprengen müssen, den der common sense aufspannt. Vor allem dann, wenn es um »schönes« Wohnen geht oder ganz allgemein um ein Verständnis des Wohnens, das sich auf das temporäre oder dauerhafte Leben in einem Haus oder einer aus Zimmern bestehenden Wohnung beschränkt. Menschen nehmen – nach sozioökonomischen Gruppen differenziert – große oder kleinste Wohnungen, Häuser und (post-moderne) Paläste als Stätten des Wohnens in Anspruch. Als Folge einer weitreichenden politischen Toleranz gegenüber einer größer und größer werdenden Macht des Immobilienkapitals führen die disparat auseinanderklaffenden Formen des Wohnens aber auch zu einer offenen *Spaltung* der Gesellschaft. Die Extremformen (das Hausen in prekären Notunterkünften und das Residieren in luxuriösen Penthäusern) stehen dabei nicht nebeneinander. Sie bilden bedenkliche Eckpunkte in einem bunten Kaleidoskop von Lebensformen, die sich vor allem da auf »kreative« Weise pluralisieren, wo die ökonomischen Spielräume groß sind. Neben einer prinzipiell variationsreichen Heterogenität aller möglicher Arten und Weisen zu wohnen, zeigen sich die Zerrbilder gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse der Ungleichheit. Dazu gehören am unteren Ende der sozioökonomischen Hierarchie die das existenziell Notwendige unterschreitenden Lebensformen und am oberen Ende dieser Hierarchie die reinen Gesten repräsentativer Zurschaustellung mone-

tären Reichtums. Damit spitzt sich die Frage nach der ethischen Legitimation ekstatischer Formen des Wohnens zu.

Wie auch immer sich Menschen wohnend in Raum und Zeit einrichten, so bedürfen sie (im extrem Großen wie im Kleinsten) der Dinge, mit denen und dank derer sie wohnen und die ihnen in ihrer Lebensführung zu »Diensten« sind (vom einfachen Toaster bis zur Luxuslimousine). Wohndinge sind Medien, die in ihrem Gebrauch sozial kodierten Programmen gehorchen: solchen der Nützlichkeit im einfachsten Sinne (wie ein Tisch mit vier Stühlen), aber auch solchen narzisstisch-repräsentativer Ausdrucksbedürfnisse ekstatischen Schwelgens im Luxus. Welche Funktion im engeren und weiteren Sinne Dinge im Wohnen auch haben mögen, viele von ihnen werden zu affizierenden Denkstücken, sobald sie aus ihrer Ruhe der Unberührtheit herausgenommen und für die *Mobilisierung* vorbereitet werden. Die einen werden weggeworfen, weil es in den künftigen Wohnräumen für sie keinen Platz mehr gibt. Die anderen verschwinden, weil schon die beiläufige Berührung Erinnerungen an lange zurückliegende Zeiten wachrufen, die böse Dämonen aufsteigen lassen und düstere Stimmungen vermitteln. Wieder andere werden aufgehoben, weil sie elementare Aufgaben im täglichen Leben erfüllen, und abermals andere, weil sie sich für die ästhetisierende Inszenierung der eigenen Wohnszenerie anbieten.

Wer umzieht, ist – im Raum und in der Zeit – zwischen zwei Polen aufgespannt. Um das Programm eines Umzuges zu einem guten Ende zu bringen, müssen die Räume des bisherigen Wohnens nicht nur logistisch, sondern auch mental verlassen werden. Diesen Prozess der affektiven Distanzierung werde ich mit dem Begriff des »Auswohnens« ansprechen und im Detail diskutieren (s. auch Kapitel 4). Zugleich reklamiert sich das zumindest hoffnungsvolle *Einwohnen* in die noch ungewohnten »vier Wände«, die metaphorisch auch als »dritte Haut«²¹ umschrieben werden. Dabei wirft sich die Frage auf, in welcher Weise Atmosphären, Stimmungen und Gefühle die *auswohnende* Entbindung zum einen erschweren, zum anderen aber auch der *einwohnenden* Behematum am Zielort eines Umzuges helfend entgegenkommen. Auch

21 Vgl. z.B. Funke: Die dritte Haut.

nun wird sich das Verständnis des Umziehens differenzierend bereichern und seine vermeintliche Banalität schrittweise einbüßen.

Wohnungswechsel brauchen nicht nur Zeit (der Vorbereitung, der Ausführung und der abschließenden Vollendung). Sie haben auch ihre eigenen Zeitrhythmen. Sie verlangen in gewisser Weise die Bewältigung einer Schwelle in Raum und Zeit sowie im eigenen Leben. Implizit thematisiert ein Umzug in all seinen Umwälzungen deshalb auch die vitale Lebenszeit als die pathische Kehrseite der genormten Uhrenzeit. Jeder Umzug fokussiert im Erleben der Gegenwart die Vergangenheit des eigenen Lebens ebenso wie seine Zukunft, die die Menschen sich zumindest als *zufriedenstellend* erwünschen. Ein Umzug ist noch nicht zu Ende, wenn die logistischen Herausforderungen bewältigt sind. Die Erreichung seines Zieles kündigt sich vage erst an, wenn sich im Prozess der Einwohnung erste Sedimente der Behaglichkeit am affektiven Boden der neuen Wohnumgebung abgesetzt haben. Deshalb müssen auch am Ende dieses Buches die Neuanfänge sich einwurzelnden Wohnens an einem anderen Ort und in einer anderen Gegend noch einmal zum Thema werden – zwischen noch stolperndem Einwohnen und finalem Auswohnen.

Die Thematisierung des Umziehens wird in einem produktiven Sinne »sprunghaft« und in unvermeidlichen Redundanzen voranschreiten. Bedingung ihres Erfolges ist die phänomenologisch sich immer wieder in scheinbar Nebensächliches vertiefende Umkreisung. Wie bei einem Wohnungswechsel beinahe alles in Unordnung gerät und am Ende wieder in neue Ordnungen eingefädelt werden muss, so wird auch die Übung seines Bedenkens keine linearen und hübsch aufgeräumten Wege gehen können.